

Das Räthsel von Elvershöf.

Roman von Reinhold Grimm.

(14. Fortsetzung.)

Diesmal war nicht ein einziger der fremden Besucher über Nacht auf Elvershöf geblichen, und fast unmittelbar nach der Todtenfeier war es dort still und einsam geworden. Editha hatte mit Umsicht und Energie für ihren kranken Bruder die Leitung des umfangreichen Betriebes übernommen und die Besprechungen mit dem Oberinspektor wie die meisten der übrigen die Felder nahmen ihre Thätigkeit während der meisten Tagesstunden voll auf Anspruch. Die bange Befürchtungen aber, mit denen der Beginn der neuen Herrschaft viele im Linderode'schen Dienst beschäftigte Personen erfüllt hatte, vertrieben sich nicht. Wohl war die Baroness Editha eine strenge Gebieterin, die rüchloslos von jedem Einzelnen den Gehorsam aller Kräfte forderte; das Verlangen jedoch, sich für früher erlittene Kränkungen zu rächen, schien vollständig aus ihrer Seele gewichen. Sie ließ niemanden mehr entgehen, was er früher gegen sie gefehlt, und in ihrem Verlehn mit den Untergebenen war eine gewisse ruhige, unabhärrige Vornehmheit an die Stelle des früheren launenhaften und herrischen Hochmuthes getreten.

Die Untersuchung des an Erwin v. Linderode begangenen Verbrechens nahm unterdessen ihren Fortgang, soweit eben unter den eigenthümlichen Umständen, die diesen Fall begleiteten, von einem Fortschreiten die Rede sein konnte. Daß der Förster Rudolf Fabian der Mörder seines unglücklichen Dienstherrn gewesen sei, unterlag für niemanden mehr dem geringsten Zweifel, und der Landgerichtsrath Martius hatte seine Aufgabe sicherlich als vollkommen erfüllt angesehen, wenn es nur auch schon gelungen wäre, des in so hohem Grade Verdächtigten, ja, beinahe Ueberführten habhaft zu werden.

Hier aber standen die Behörden allem Anschein nach an der Grenze ihres Vermögens. Weder der hinter dem Förster erlassene Steckbrief, noch die mit unermüdlichem Eifer betriebenen polizeilichen Nachforschungen hatten auf die Spur des Gesuchten geführt, und nachdem auch noch alle für die Annahme eines Selbstmordes in Betracht kommenden Seen, Teiche und Wasserläufe vergeblich abgesehen worden waren, neigten die mit der Abhandlung des Verbrechens zunächst beauftragten obrigkeitlichen Personen übereinstimmend der Ansicht zu, daß es dem Förster mit fremder Hilfe gelungen sein müsse, sich unentdeckt zu machen und seinen kurzen Vorprung zu erfolgreicher Flucht auszunutzen.

Wie gründlich die klugen Herren mit dieser Vermuthung im Irrthum gewesen waren, brachte am dreizehnten Tage nach der Befragung des Ermordeten ein Zufall an den Tag. In dem entlegensten Theil des Forstes von Elvershöf, da, wo er nur noch durch einen alten, seit der Erbauung der neuen Landstraße vollständig unbenutzten Hohlweg von den weit ausgedehnten königlichen Waldungen getrennt war, befanden sich mehrere Steinbrüche, deren Betrieb Werner v. Linderode des geringen Ertrages wegen schon vor mehr als dreißig Jahren hatte einstellen lassen. Ihn überlebte nach dem Hohlwege zu beinahe senkrecht abfallende Felswände, an deren Fuße auf den vorgelagerten Schutthalben sich im Laufe der Jahre allerlei üppig wucherndes Strauchwerk angesiedelt hatte. An jenem Tage nun geschah es, daß die Wittve Hanke aus Elvershöf, eine gebrechliche Altmosenempfängerin, die sich durch das Sammeln von Kräutern für den Apotheker in der Stadt einen dürftigen Verdienst seligen Berufsänderung aus in den halb verfallenen, oft monatelang von keinem Menschenfuße betretenen Hohlweg tam. Während sie unter Gestrüpp und Unkraut nach Pflanzen ausspähte, die für ihre Zwecke brauchbar seien, fühlte sie sich immer mehr von einem widerwärtigen Verwesungsgeruch befallen, der nach ihrer Meinung nur von einem gefallenem Thier herrihren könne. Die Hoffnung, daß es vielleicht ein Kapitalhirch sei, für dessen Gewinn man ihn in der Föhre oder im Herrenhause von Elvershöf ein gutes Trinkgeld zahlen würde, betanlachte sie, der Ursache des Geruchs weiter nachzuspüren, und so arbeitete sie sich durch das dicke Gestrüpp nach und nach bis hart an den Fuß der schroffen Felswand heran.

Und plötzlich, nachdem sie eben wieder die Zweige eines mächtigen Ginsterstrauchs auseinandergehoben hatte, taumelte die Frau mit einem Ausschrei des Entsetzens zurück, denn statt des Hirsches, auf den sie gefaßt gewesen war, hatte sie einen Menschen vor sich gesehen, einen auf dem Boden sitzenden, mit dem Rücken an einen abgegrenzten Steinblock gelehnten Menschen, dessen Kopf tief auf die Brust herabgesunken war und von dessen Gesicht sie darum nichts weiter hatte wahrnehmen können, als den langen schwarzen Bart, der die grünen Aufschläge des Jägerrodes bedeckte.

„Gott sei mir gnädig — der Förster Fabian!“ stammelte die zum Tode

Erschrockene, denn sie war gleich allen Bewohnern von Elvershöf über die Ereignisse auf Elvershöf hinlänglich unterrichtet, um zu wissen, wie lange und wie eifrig man überall nach dem verschwundenen Mörder gesucht hatte. Nur für einen Moment hatte sie den entsetzlichen Anblick gehabt, dann war sie entsetzt geflohen. Aber sie war ihrer Sache trotzdem gewiß, und wenn auch ihr Herz zum Zerpringen klopfte, wenn auch die zitternden Kniee sie kaum noch tragen wollten, machte sie sich doch mit einer Geschwindigkeit, wie ihre alten, steifen Glieder sie wohl seit vielen Jahren nicht mehr entwickelt haben mochten, auf den Weg nach dem Schlosse.

Zufällig stieß sie im Park auf den Oberinspektor, der vom Wirtschaftshofe herüberkam, weil ihn Editha zu einer Besprechung hatte bitten lassen. „Na, Mutter Hanke, was sucht Ihr denn hier?“ fragte er freundlich. „Liegt Euch irgend etwas auf dem Herzen?“

Die Greisin war durch den raschen Lauf so ganz außer Athem gekommen, daß sie ihn nur durch Zeichen und durch unzusammenhängende Laute bedeuten konnte, zu verweilen und ihr einen Augenblick Ruhe zu vergönne. „Ist er todt?“ fragte sie erwidert, dazu habe er jetzt keine Zeit, erfaßte sie ihn zu seiner Verwunderung am Rockärmel und hielt ihn gewaltsam zurück. „Ich kann nicht weiter, Herr Inspektor, stieß sie um äußerster Anstrengung hervor. „Sie müssen mich anhören — ich — ich habe ihn ja gefunden.“

Er aber begriff noch immer nicht. „Was heißt das, Mutter Hanke? Wen habt Ihr gefunden?“

„Nun, den Mörder — den Förster Fabian. Er sitzt unten im Steinbruch auf der Erde und ist todt.“

„Ist das wahr? Ihr selber habt ihn gesehen? Und Ihr könnt euch nicht etwa geirrt haben?“

„Meine Beine taugen nicht mehr viel, Herr Oberinspektor, und mit dem Gehör ist es auch nicht besonders, aber meine Augen — auf die kann ich mich noch verlassen.“

Und sie erzählte ihm jetzt, wo sie allmählich wieder zu Athem kam, die Geschichte ihrer grausigen Entdeckung. Daran wenigstens, daß sie an jener Stelle wirklich einen Todten erblickt hatte, konnte der Inspektor nicht mehr zweifeln, und wenn dies der Fall war, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch ihre Vermuthung hinsichtlich der Persönlichkeit dieses Todten sie nicht betrog.

„Kommt mit, Mutter Hanke,“ sagte er. „Ich will Euch eine Flasche Bier und einen Ambix geben lassen, damit Ihr Euch ausruhen und stärken könnt, bis ich die Leute zusammen habe, die wir zum Abholen der Leiche brauchen. Aber Ihr müßt mir versprechen, bis dahin keinem Menschen weiter von Eurem Fund zu erzählen. Denn es ist notwendig, daß vorläufig alles ungenügend Aufsehen vermieden wird, und ich möchte nicht gern mit einem Gefolge von so und so viel Duzend Neugierigen ausziehen. Dagegen habt Ihr dann ja auch immer Zeit und Gelegenheit genug, Eure Geschichte zu erzählen.“

Eine solche Weisung war keineswegs ganz nach dem Geschmack der Alten, die am liebsten drüben in Elvershöf von Haus zu Haus gelaufen wäre, damit ihr kein anderer mit der großen Neuigkeit zuvorkomme. Aber der erste Beamte von Elvershöf war für sie eine Person, der man sich nicht widersehen durfte und so humpelte sie gehorham hinter ihm drein, nachdem sie feierlich versprochen hatte, vorläufig gegen jedermann zu schweigen.

Auf verschiedenen Wegen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, begab sie eine halbe Stunde später die von dem Oberinspektor entbotenen Männer nach der Föhre, die er ihnen als Sammelplatz bezeichnet hatte. Es waren ein paar zuverlässige Leute aus dem Beamtenpersonal des Gutes, der Amtsvorsteher von Elvershöf als obrigkeitliche Persönlichkeit, der Gendarm, dessen man durch ein günstiges Ungeschick habhaft geworden war, und der Dorfbarber, der einstweilen die Stelle des über Land gefahrenen Arztes vertreten mußte. In der Föhre, wo man sich mit einer Tragbahrte und mehreren Deden versah, gestellten sich dann noch die beiden Forstgehilfen nebst ihren Hunden zu ihnen, und der kleine Trupp, in welchem natürlich auch die alte Hanke nicht fehlte, setzte sich unter erwartungsvollem Schweigen nach dem Hohlwege zu in Marsch. Als der Zug dann an einer sanft abfallenden Stelle des Hanges in den Hohlweg hinabgestiegen war, wurden die Hunde von der Leine gelöst, und nun hätte es der weiteren Führung durch die Wittve Hanke nicht mehr bedurft, denn die Thiere arbeitslos in Elvershöf, und von da an weiß ich nichts mehr — rein nichts. Laß mich nachdenken, Mutter, damit es mir wieder einfällt.“

Er schloß die Augen, und schon nach Verlauf einer Minute war er entschlummert. Thyra, die unten in der Küche beschäftigt gewesen war, kam

hürbeutend, die etwa um fünf Schritt von der Leiche entfernt war. „Und da oben an dem Felszaden hängt sein Hut,“ fügte ein anderer hinzu. „Es ist kein Zweifel, daß er in den Steinbruch hinuntergestürzt ist. Da konnten die Herren vom Gericht freilich viele Steckbriefe hinter ihm ortschicken, ohne ihn zu fangen.“

Der Gendarm und der Barber waren die ersten, die sich zu einer genaueren Besichtigung der Leiche anschickten. „Er muß sich in den Hals geschossen haben,“ sagte letzterer. „Da ist ein tiefes Loch, das nicht von dem Sturz herrühren kann, und die linke Kinnlade ist ja auch ganz zertrümmert.“

„Wir wollen ihn auf die Bahre legen,“ befahl der Oberinspektor. „Es ist nicht unsere Sache, festzustellen, auf welche Weise er sich vom Leben zum Tode gebracht hat. Das mögen nachher die Herren Verzehe besorgen.“ Als der Körper des Todten aufgehoben wurde, erfaßte das scharfe Auge des Gendarmen auf dem Boden ein kleines Buch, das bis dahin verdeckt gewesen war. Es erwies sich bei näherer Betrachtung als ein weißes Notizbüchlein durchsichtiges Tafelbuch für Forstbeamte. Einige Seiten waren ganz mit dicht zusammengebrängten Bleistiftzeilen bedeckt, aber die Schriftzüge waren undeutlich und so schwer zu entziffern, daß der Gendarm den Versuch, sie zu lesen, sehr bald aufgab und das Buch mit dem daran befestigten Gummiring verschloß, es so sorgfältig in der Brusttasche seines Uniformrodes zu verbergen.

Man hatte den Todten inzwischen in die mitgebrachten Decken gehüllt, und die Heimkehr gefaltete sich noch schweigender als der Hermarich, was bei der Beschaffenheit des Fundes, den man da gemacht hatte, erklärlich genug war. Ein jeder wünschte im stillen schnellst das Ende des langen Weges herbei, und es war keiner, der nicht erleichtert aufatmet hätte, als man endlich die hellen Mauern der Föhre wieder zwischen den Stämmen hindurchschimmern sah. Hier sollten die Lebertheile des unglücklichen Mannes nach der Weisung des Oberinspektors einstweilen untergebracht werden, bis die Behörden anderweitige Verfügungen getroffen haben würden, und es war denn auch in der Zwischenzeit bereits ein Raum für ihre vorläufige Aufnahme hergerichtet worden. Schweigend setzten die Träger die Bahre in der kleinen Kammer nieder, und sich dann eiligst zurückziehen. Der Gendarm war pflichtgemäß der letzte, der den Raum verließ. Er verschloß sorgfältig hinter sich die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche. Durch seine Fahrlässigkeit sollte keine Verdunstung des Thatbestandes herbeigeführt werden und dann handelte es sich ja doch auch um die Leiche eines furchtbaren Verbrechens, die man nach seiner polizeilichen Denkungsweise notwendig hinter Schloß und Riegel halten mußte. So war denn zur Verhütung aller Gemüther der lange gefugte Mörder des Barons v. Linderode endlich gefunden.

Achtzehntes Kapitel. Eiderlich war es einer der glücklichsten Momente in Frau Astrid Hallagers Leben, als ihr Sohn, nachdem er mit großem, vermurdeltem Blick seine Umgebung gemustert hatte, in dem alten liebesollen Ton, den sie so gut kannte, zu fragen anbot: „Sage mir, Mutter, was dies alles bedeutet! Ich bin nicht daheim in Norwegen und doch seid Ihr bei mir — Du und Thyra. Ich meine immer, es sei ein Traum — und er war so schön, daß ich nicht sprechen wollte, aus Furcht, zu früh zu erwachen. Aber nun nährt er schon so lange — sage mir doch, Mutter, was das alles bedeutet.“

Die Matrone vergoß keine Thränen freudiger Rührung, wie es wahrscheinlich unter hundert anderen Müttern neunundneunzig gethan haben würden, sondern sie neigte sich mit sanftem Lächeln über den Sprechenden und strich ihm das blonde lockige Haar aus der noch immer heißen Stirn. „Es bedeutet, daß Du sehr krank warst, mein Junge, und daß wir gekommen sind, Dich zu pflegen. Nun bist Du auf dem Wege der Genesung, und bald kehren wir alle miteinander heim an unseren schönen, stillen Norronfjord.“

Aber die Erklärung reichte offenbar noch nicht hin, die Läden in dem Erinnerungsbildern des jungen Mannes auszufüllen. Mit nachdenklichem Gesichtsausdruck schielte er eine kleine Weile, um dann von neuem zu fragen: „Ich entsinne mich wohl, daß ich krank war, doch es fehlt mir noch so viel in meinem Gedächtniß. Wo bin ich denn hier — und wie bin ich an diesen fremden Ort gekommen?“

„Er kann Dir nicht fremd sein, Thyra, denn es ist ja das Haus in Elvershöf, darin Du so lange gewohnt hast.“

Er blickte abermals aufmerksam umher. „Ach ja — Hennings gute Stube,“ sagte er leise, und ein Schatzen, der Frau Hallager nicht gefiel, verdeckte seine Züge. „Wie seltsam das ist!“ fügte er nach einigen Augenblicken hinzu. „Ich war zuletzt drüben in Elvershöf, und von da an weiß ich nichts mehr — rein nichts. Laß mich nachdenken, Mutter, damit es mir wieder einfällt.“

Er schloß die Augen, und schon nach Verlauf einer Minute war er entschlummert. Thyra, die unten in der Küche beschäftigt gewesen war, kam

erst ins Zimmer, als er bereits in festem Schlafe lag, und sie erfuhr nun aus dem Munde ihrer Pflegemutter, was sich inzwischen ereignet hatte. Auch ihr strahlte die Freude über den ersten untrüglichen Beweis der wiederkehrenden geistigen Regsamkeit des Kranken hell aus den Augen. Viel schneller, als man es zu hoffen gewagt hatte, war Doktor Harmens Prophezeiung zur Wirklichkeit geworden. Eines nur schien sie zu beunruhigen.

„Du hast ihm doch nichts von den Besuchen der fremden Dame gesagt, Mutter?“

„Nein, denn die Zeit dazu war noch nicht gekommen. Aber wenn ich es gekommen hätte, werde ich es sicherlich thun. Ich lasse mir von keiner Fremden Heimlichkeiten aufnöthigen gegen meinen Sohn.“

Als der Kranke mehrere Stunden später erwachte, war es nicht mehr Frau Hallager, sondern Thyra, die an seinem Bette saß. Sie las in einem Buche, das ihr Doktor Harmens mitgebracht, und Thyra, der sich nicht geübt hatte, konnte sie ein paar Minuten lang beobachten, ohne daß sie es bemerkte. Das Licht der Lampe gegen das Lager des Kranken hin durch einen undurchsichtigen Schleier gedämpft, fiel hell auf ihr Gesicht, und Thyra hatte vielleicht nie vorher mit gleichem Entzücken wahrgenommen, wie schön dies rosige Antlitz mit seinem unschuldigen Kinderscheitel war. Allzu verrätherisch wohl mochten sich Bewunderung und Zärtlichkeit in seinen Zügen spiegeln, denn als Thyra jetzt von ihrer Vektüre aufblickte und seinen still auf sie gerichteten Augen begegnete, strömte ihr das Blut heiß in die Wangen.

„Thyra!“ sagte Thyra leise. „Liebe — liebe Thyra!“

Gewiß hatte er sie schon oftmals so genannt, und er hatte ihr auch wohl noch zärtlichere Namen gegeben, wie sie gebräuchlich sind unter liebevollen Geschwistern, aber ob es nun in der eigenartigen Betonung lag oder auch nur in der besonderen Situation — so wie in diesem Augenblick waren ihr die beiden Worte noch niemals ins Herz gedrungen, ein so wunderbares süßes, wonniges Glücksgefühl hatten sie noch niemals in ihrer Seele wachgerufen.

„Lieber Thyra!“ wollte sie sagen — doch selbst! Die Anebe, die sie unzähligenmal gebraucht hatte, die ihr seit vielen Jahren geläufig gewesen war wie der alltägliche Gruß, den Bekannte untereinander tauschen — sie wollte ihr jetzt nicht über die Lippen, gerade jetzt, wo doch ihre Brust bis zum Zerpringen erfüllt war von Zärtlichkeit und schwebender Liebe. Stumm trat sie zu ihm heran, und stumm neigte sie sich über ihn herab; leicht wie ein Hauch berührten ihre Lippen seine Stirn.

„Meine liebe Thyra!“ wiederholte der Kranke mit einem glücklichen Lächeln. Dann schloß er die Augen, und es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen.

Am nächsten Morgen aber stellte Doktor Harmens triumphirend einen gewaltigen Fortschritt in dem Befinden des Kranken fest, und zum erstenmal sprach er es mit voller Zuversicht aus, daß man jetzt allen bange Besprechungen den Abschied geben dürfe. „Es ist eine meiner allerhöchsten Kuren,“ sagte er scherzend. „Schade nur, daß ich mir vor meinem eigenen Schweiß einen gar so geringen Antheil beimessen darf an ihrem Gelingen.“

Zumeilen kamen allerdings Viertelstunden, wo Thyra mit offenern Augen schweigend dalag, unerkennbar genügt, sich auf etwas zu besinnen, das wie durch ein Wunder aus seinem Gedächtniß verschwunden war, und das ihm doch wichtig genug schien, um seine Gedanken immer aus Neue zu beschäftigen. Dann verduffelten sich wohl seine Züge, und die zuwerfliche Stimmung des Genesenden konnte vorübergehend einer für ihn selbst wie für seine Umgebung peinlichen Unruhe weichen. Frau Hallager sah, daß ihn irgend etwas Unausgesprochenes quälte, aber sie hatte nichts — auch nicht von ihrem eigenen Sohne — ein Vertrauen erbetelt, das ihr nicht freiwillig entgegengebracht wurde und sie wartete darum geduldig des Augenblicks, wo er ihr aus eigenem Antrieb offenbaren würde, was ihn bedrückte.

Sie saß mit Thyra an seinem Bette, als es endlich einmal Nachmittags geschah. Wieder hatte Thyra, aus ruhigem Schummer erwacht, lange Zeit stumm und mit gedrückter Stirn vor weigertüchtigen Deden emporgestarrt, ohne ein Wort zu sprechen. Da drehte er plötzlich den beiden Frauen sein Gesicht zu und sagte: „Nein, ich werde mich niemals darauf besinnen; es ist wie weggebannt. Ihr aber könnt es mir sagen, und ihr dürft's mir nicht verschweigen, auch wenn ich dabei etwas Beschämendes hören muß. Was ist an dem Abend, da ich hier ankam, mit mir geschehen? Meine Erinnerungen reichen nur bis zu einem gewissen Augenblick, darüber hinaus aber ist alles dunkel und leer. Ich bitte Euch von Herzen: helft mir aus dieser Ungeheuerlichkeit heraus.“

„Auch wir können Dir nur wiederholen, Thyra, was man uns hier erzählt hat, denn wir fanden Dich bei unserem Eintreffen als einen bewußtlosen Kranken in diesem Hause. Aber ist es denn wirklich so nothwendig, daß Du, Dir gerade jetzt, wo Du Deine Nerven schonen solltest, den Kopf über diese Dinge geramstest?“

„Ja, liebe Mutter, es quält mich

so sehr. Sage mir also aufrichtig: was hat man Euch erzählt?“

Er lautete mit gepannter Aufmerksamkeit, während Frau Hallager getreulich wiederlag, was sie sich in der Sorge ihres Mutterherzens von dem Ehepaar Henning mehr als einmal hatte berichten lassen. Ihre sonst so ruhige, klangvolle Stimme wurde unsicher, als sie davon sprach, wie man ihn in der Morgenfrühe auf den Stufen vor der Hausthür gefunden, nachdem man am Abend vergebens auf seine Heimkehr gewartet hatte, und auch die tapfere Thyra mußte sich abwenden, um die schmerzliche Bewegung nicht zu verrathen, die sich bei dem Gedanken an jenes Furchtbare auf ihrem Antlitz spiegelte.

„Erit aber schüttelte, als seine Mutter geendet, unbefriedigt den Kopf. „Und das ist alles?“ fragte er. „Ihr wißt mir nicht zu sagen, was bis zu jener Morgenfrühe mit mir geschehen ist?“

„Nein, mein Sohn! Doch vielleicht wissen es diejenigen, bei denen Du den Abend zugebracht hast. Wenn Du mir ihren Namen nennst, und wenn es Dir wirklich so wichtig ist, es zu erfahren, kann ich sie ja darum befragen.“

Doch er machte eine hastige abwehrende Bewegung. „Das ist unmöglich. Mit diesen Leuten hast Du nichts zu schaffen, und Du darfst nicht mit ihnen reden, Mutter — niemals! Sie sind es nicht werth. Ich werde also weiter nachdenken müssen, um vielleicht doch noch darauf zu kommen. Einmal beim Erwachen war mir's als ob ich es wüßte. Aber es war wohl nur ein Traum, der mir diese Täuschung vorgespiegelt hat, und ein böser Traum überdies; denn es lag mir auf der Seele wie die dunkle Erinnerung an etwas Furchterliches. Sage mir doch, Mutter: ist in jener Nacht drüben auf Elvershöf etwas Schlimmes geschehen — irgend ein Unglück?“

Frau Hallager wollte der Wahrheit gemäß antworten, daß ihr nichts davon bekannt sei, aber in diesem Augenblick stetzte Frau Henning vorthätig den Kopf zur Thür herein und meldete halblaut: „Das Fräulein v. Linderode ist wieder da und möchte ein paar Worte mit Fräulein Jenen sprechen.“

Thyra hatte sich schnell erhoben, doch Erit war in demselben Moment empor gefahren und hatte mit festem Druck ihr Handgelenk ergriffen. Seine Augen blühten, und sein blaßes Gesicht hatte sich geröthet.

„Nein,“ rief er, und es war eine überaus rasche Kraft in dem befehlenden Klang seiner Stimme, „ich verbiethes Dir, zu gehen! Wie kann sie es wagen, hierher zu kommen? Und was hat sie mit Dir zu reden? Man soll sie fortjagen — jogleich! Ich kann es nicht ertragen, sie in Eurer Nähe zu wissen.“

In äußerster Bestürzung sah Thyra zu ihrer Pflegemutter hinüber. Frau Hallager aber legte besänftigend ihre Hand auf Erit's lockiges Haar und sagte: „Sei ruhig, mein Sohn! Es wird alles so geschehen, wie Du es verlangst. Aber dieses Fräulein v. Linderode ist heute nicht zum ersten Mal hier. Sie giebt vor, Dir befreundet zu sein, und kam sehr häufig, nach Deinem Befinden zu fragen.“

Die bitenden und vorwurfsvollen Blicke des jungen Mädchens hatten sie nicht abhalten können, auszusprechen, was sie nach ihrer strengen Auffassung von der Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht verheimlichen zu dürfen glaubte. Auch sie aber mochte jetzt ein wenig befüßt sein über die Wirkung ihrer Worte; denn Erit, der Thyras Arm freigegeben hatte, griff mit seinen beiden Händen an die Stirn und starrte vor sich hin wie jemand, der an seinem eigenen Verstande irre zu werden anfängt.

„Was ist das?“ murmelte er. „Sie kommt, nach mir zu fragen? Ja, was denn alles, alles nur ein Traum?“

Eine drückende Stille lag wohl eine Minute lang über den Dreien. Thyras weiche Stimme war es, die sie zuerst unterbrach.

„Die Mutter hat wohl nicht gut gekan, Thyra, es Dir schon jetzt mitzutheilen. Ich hatte dem Fräulein v. Linderode versprochen, Dir vorläufig nichts von ihren Besuchen zu sagen. Es scheint, daß sie guten Grund hatte, mich darum zu bitten. Wir sehen ja nun, wie sehr es Dich erregt.“

Er schüttelte den Kopf und machte ihr ein Zeichen, sich wieder neben ihn zu setzen. „Ich will mich nicht aufregen, Thyra, ich verpreche es Dir. Nur dürft ihr mich nicht mit halben Worten abfertigen wollen. Das allein ist es, was ich nicht ertragen kann. Wenn sie schon öfters hier gewesen ist, diese Dame, von der wir da reden, und wenn sie Deine Verschwiegenheit gebordert hat, o muß sie Dir nothwendig auch irgend welche Mittheilungen gemacht haben. Und nun, da ich das eine weiß, habe ich ein Recht, auch das andere zu erfahren. Du würdest nicht schweigen, wenn Du handelt, wenn Du es mir verhehlest.“

Eine so hochgradige Unruhe malte sich in seinen Zügen, daß Thyra nicht lange darüber im Zweifel sein konnte, welche Pflicht hier die beiläufige für sie sei. Sie konnte die halb erzwungene Aufgabe nicht länger halten, und sie jener Fremden geben, und sie verschmähte es, irgend eine Lüge zu erfinden, um damit zugleich die Ungebuld des Kranken und ihr eigenes Gewissen zu beschwichtigen. Wahrheitsgemäß berichtete sie ihm über den Inhalt jenes Gesprächs, das sie mit Editha geführt.

Als Thyra innehielt, weil sie nichts mehr zu sagen wollte, fragte er mit

einer Ungebuld, die durch ihre Mittheilungen nur noch gesteigert schien: „Dies sollte alles gewesen sein — wirklich alles? Sie sollte Dir keine Anbeutungen gemacht haben? Du, wenn nicht einmal Du mir die volle Wahrheit sagst?“

„Ich sprach die Wahrheit, Thyra, sie fragte mich sonst nichts außer —“ Sie stockte, und ihr Eröthen verrieth seinem misstrauischen Blick, daß sie dennoch etwas verborgen hatte.

„Nun, warum zögerst Du?“ drängte er. „War es denn so fürchterlich, daß Du es nicht einmal aussprechen magst?“

„Nein, ich glaube nicht, daß es etwas Schlimmes war. Sie erkundigte sich nach einem Briefe, den sie an Dich geschrieben, als sie Dich in München glaubte, und sie bat mich, unter Deinen Sachen nach diesem Briefe zu suchen, weil sie ihn zurückzubehalten wünschte. Als ich ihr erwiderte, daß ich etwas dergleichen niemals thun würde, lächelte sie und meinte, es habe auch weiter keine große Bedeutung.“

„Ich höre von diesem oberbairischen Mädchen jetzt zum ersten Mal,“ mischte sich Frau Hallager ein. „Sollte jener Brief etwa der nämliche sein, der am zweiten Tage nach unserem Eintreffen von dem Postboten hier für Dich abgegeben wurde? Er war von einer Damenhand und trug neben vielen anderen Bemerkungen auch den Poststempel München.“

Keine der beiden Frauen begriff, warum es in diesem Moment so freudig und hoffnungsvoll über das ängstlich gepannte Antlitz Erit Hallagers hinleuchtete.

„Den Brief — hole mir den Brief, Mutter!“ bat er dringend. „Ah, wenn er mir doch Erlösung brächte aus diesem Wirral der Ungeheuerlichkeit und des Zweifels!“

Frau Hallager begab sich in das Nebenzimmer, eine kleine, enge Kammer, die ihr und Thyra als Schlafgemach diente, und kehrte unmittelbar darauf mit dem sichtlich schwarzgeränderten Brief zurück, dessen noch unveröffneten Umschlag eine Freiherrenkrone schmückte.

(Fortsetzung folgt.)

Strolchenhöhlen im Indianergebiet.

Von manchen Banditen-Schweifwinkeln in abgelegenen nordwestlichen Regionen war schon öfter die Rede; ein besonderes Interesse in dieser Hinsicht können aber zahlreiche geheimnißvolle Berghöhlen im Indianer-Territorium beanspruchen, welche ungenüchliche natürliche Vortheile für einen derartigen Zweck zu bieten scheinen und zum Theil nur dem Strolchenhölzer bis jetzt bekannt sind!

Man wurde darauf zum ersten Mal im Jahre 1882 aufmerksam, als der gefürchtete farbige Desperado Jim Friday, welcher viele Jahre hindurch der Schrecken des Arduen-Gebirges war, schließlich eingekerkert und gehängt wurde. Er hatte u. A. einen Mann bei Fort Arduke ermordet, dessen Gattin nach einer gemeinen Höhle in der Nachbarschaft geschleppt und sie gezwungen, längere Zeit dort zu bleiben, bis er sie eines Tages gleichfalls ermordete. Als er sah, daß er verloren war, machte er kein Hehl aus dieser und anderen, noch entsetzlicheren Unthaten. Dabei zeigte es sich, daß er eine ganze Anzahl mundervoller Höhlen kennen mußte, die für ihn und Seinesgleichen als Zuflucht und als Operations-Mittelorte dienten, doch hat man bis zum heutigen Tage nur wenig Bestimmtes über dieselben erfahren.

Sicher ist es jedoch, daß in diesen oder anderen, ebenfalls wenig bekannten Höhlen Banditen oft monatelang ununterbrochen lebten, und die Polizeibeamten nicht im Stande waren, sie aufzufinden, und daß es an Verbesserungen in denselben nie gebrach.

Ein Mann, der noch jetzt zu Davis lebt, will wissen, daß es nicht mehr als zehn Meilen von diesem Ort eine Reihe Höhlen gebe, in welchen geraubtes Hornvieh massenhaft geschlachtet worden sei, und sich Hörner und Köpfe desselben noch immer, vollkommen gut erhalten, finden ließen. Diese Höhlen sollen Winkel und Gänge enthalten, in denen sich eine ganze Armee verbergen kann; aber es soll beinahe unmöglich sein, den Eingang irgend einer dieser Höhlen zu entdecken. Die Geschichte des Banditenwesens in diesen Regionen und noch andere besondere Umstände sprechen dafür, daß ein großer Wasserstrom durch diese ganze Höhlenreihe fließt; nach der Ansicht von Viehzüchtern fließt der Honey Creek fortwährend der Wasserfall, welcher als „Klein-Niagara“ der Chidawak Nation weithin bekannt ist, damit in Verbindung. Beiläufig bemerkt, wird dieser Wasserfall heute jedes Jahr von Laufenden besucht, und ein alter Glaube schreibt diesem Wasser eine große Heilkraft dazu, weshalb Generationen hindurch Indianer hier Gebildung gesucht haben.

Mit dem Niedergang des Banditenwesens im Indianer-Territorium haben diese Höhlen in einer Hinsicht ihre Bedeutung verloren, in anderer Beziehung aber sind sie um so interessanter für das Publikum geworden, und es wäre zu wünschen, daß man vollkommene Auskunft über sie und ihre merkwürdigen Eigenschaften erlangte!

Der Ulas, welcher es den russischen Soldaten verbietet, aufreizende oder revolutionäre Kundgebungen zu lesen, scheint ziemlich überflüssig, wenn es wahr ist, daß von hundert höchstens einer lesen kann